

Laurent
Mauvignier

Geschichten
der
Nacht

ROMAN

Aus dem
Französischen
von
Claudia Kalscheuer



Laurent Mauvignier

Geschichten der Nacht

Roman

Aus dem Französischen von
Claudia Kalscheuer

UNKORRIGIERTE LESEPROBE



Matthes & Seitz Berlin

Impressum

LESEPROBE

Copyright © 2023

MSB Matthes & Seitz Berlin Verlagsgesellschaft mbH

Großbeerenstraße 57A | 10965 Berlin

Copyright © der Originalausgabe *Histoires de la Nuit*

bei Éditions de Minuit, Paris 2020

info@matthes-seitz-berlin.de

Alle Rechte vorbehalten

Covergestaltung: Dirk Lebahn

Bestellnummer: 95568

www.matthes-seitz-berlin.de

1

Sie betrachtet ihn durchs Fenster, und was sie trotz der Sonne, die sie blendet und daran hindert, ihn so zu sehen, wie sie es gern täte, auf dem Parkplatz sieht, ihn, wie er an den alten Kangoo gelehnt dasteht, den er wohl oder übel bald einmal wird wechseln müssen – als könnte sie, indem sie ihn beobachtet, erraten, was er denkt, während er vielleicht einfach nur darauf wartet, dass sie aus dieser Gendarmerie herauskommt, zu der er sie wie oft schon gefahren hat, zwei oder drei Mal in den letzten vierzehn Tagen, sie weiß es nicht mehr –, was sie also über das Gebüsch hinweg auf dem Parkplatz sieht, der leicht abschüssig wirkt von ihrem etwas erhöhten Standpunkt neben den Stühlen des Wartezimmers aus, zwischen einer mickrigen Pflanze und einer gelb gestrichenen Säule, auf der sie Zeugenaufrufe lesen könnte, wenn sie sich die Zeit nähme, sich dafür zu interessieren, ist eine kompakte, aber große, stämmige Gestalt, etwas verzerrt durch den Umstand, dass sie von oben darauf schaut, sie leicht überragt, etwas gedrungener, als sie es tatsächlich ist, die Gestalt des Mannes, von dem sie sich jetzt sagt, dass sie ihn wahrscheinlich schon zu lange ansieht, als wäre er noch ein Kind – nicht ihr Kind, sie hat keine und hat sich nie welche gewünscht, sondern eines von denen, um die man sich gelegentlich kümmert, ein Patenkind oder ein Neffe, und an denen man sich ganz egoistisch erfreuen kann, deren Kindheit man genießen darf, ohne sich mit den ganzen Scherereien herumschlagen zu müssen, die dazugehören, die ihre Erziehung mit sich bringt wie lauter unvermeidliche Kollateralschäden.

Der Mann auf dem Parkplatz hat die Arme verschränkt – robuste Arme, kräftige Schultern, breiter Hals, vorstehender Bauch und ein Wust von sehr steifem, braunem Haar, der ihn immer unfrisiert oder verwahrlost wirken lässt. Er hat sich den Bart wachsen lassen, keinen besonders dichten Bart, nein, aber er steht ihm überhaupt nicht, denkt sie, er betont seine bärbeißige Seite noch, diesen Eindruck, den er unweigerlich auf jeden macht, der ihn nicht kennt, und verleiht ihm auch etwas Bäuerliches – sie wäre unfähig zu sagen, was *etwas Bäuerliches* bedeutet –, das Inbild eines Mannes, der seinen Hof nicht verlassen will, der sich buchstäblich darin vergräbt, verdrießlich wie ein Exilant oder ein Heiliger oder letztlich wie sie selbst in ihrem Haus. Aber bei ihr ist es nicht schlimm, sie ist neunundsechzig und ihr Leben läuft allmählich auf sein Ende zu, während seines, da er erst siebenundvierzig ist, noch einen langen Weg vor sich hat. Sie weiß auch, dass er hinter dem bärbeißigen Gesicht, das er zur Schau trägt, tatsächlich sanft und aufmerksam ist, geduldig – manchmal wahrscheinlich zu sehr –, er war ihr und auch den anderen Nachbarn gegenüber immer hilfsbereit, er geht allen bei jeder Gelegenheit zur Hand, ja, ohne lange nachzudenken, jedem, der ihn darum bittet, auch wenn sie es ist, dem er gerne die meisten Gefälligkeiten erweist, wie heute, indem er sie mit dem Auto zur Gendarmerie gefahren hat und nun auf sie wartet, um sie in den Weiler zurückzubringen, damit sie die etwa sieben Kilometer hin und ebenso viele zurück nicht mit dem Fahrrad fahren muss.

Bergogne, ja.

Schon als er klein war, sagte sie Bergogne. Das hatte sich ganz einfach, fast natürlicherweise ergeben: Eines Tages hatte sie ihn bei seinem Nachnamen gerufen, um ihn zu necken; das hatte der Junge lustig gefunden und sie selbst auch, denn er ahmte oft seinen Vater nach, mit diesem ernsten, gewichtigen Ausdruck, den Kinder manchmal annehmen, wenn sie einen verantwortungs-

vollen Erwachsenen spielen. Er war geschmeichelt gewesen, er hatte die Spur von Ironie und Härte nicht wirklich bemerkt, die sie in ihre Stimme legte, wenn sie seinen Vater bei seinem Nachnamen rief, denn oft tat sie das nicht, um ihm ein Kompliment zu machen, sondern um ihm eine scharfe Bemerkung an den Kopf zu werfen oder ihn zu behandeln wie ein Schulkind, das von einer Lehrerin gemäßregelt wird, indem sie es so schroff wie möglich beim Namen ruft. Bergogne Vater und sie stritten sich gern, aus Gewohnheit, wie man es unter Freunden oder guten Kameraden tut, aber das alles zählt jetzt sowieso nicht mehr – dreißig? vierzig Jahre vielleicht, die sich im Nebel der vergangenen Zeit aufgelöst haben –, das alles hat im Übrigen nie wirklich gezählt, denn sie haben sich immer nah genug gestanden, um einander die Meinung zu sagen, fast wie das alte Ehepaar, das sie nie gebildet haben, das sie in gewisser Weise aber doch gewesen sind – eine platonische Liebe, die vielleicht keinen Raum gefunden hat, um ausgelebt zu werden, nicht einmal im Traum, weder für sie noch für ihn – trotz allem, was böse Zungen und Neider haben unterstellen mögen.

Nach dem Tod des Vaters war es dabei geblieben: Bergogne. Ihr Name, um sich an den Sohn zu wenden, an diesen Sohn und nicht an die beiden anderen. Seitdem rief sie ihn immer so, ohne jede Ironie, aus reiner Gewohnheit, mit einer gewissen Härte und einem unbewussten Anflug von Überlegenheit und Autorität in der Stimme, wenn sie ihn etwa bat, ihr zwei, drei Sachen aus dem Super U mitzubringen, wenn er in der Stadt vorbeikam, oder sie mitzunehmen, wenn er hinfuhr – eine *Stadt* nannten sie das, dieses Kaff mit dreitausend Einwohnern –, aber für ihn schwang darin auch diese Süße der Kindheit mit, Bergogne, nimmst du mich mit, als habe sie ihm mein Kleiner, mein Kätzchen, mein Junge, mein Schatz ins Ohr geflüstert, in einer verborgenen Falte seines rauen Namens oder ihrer Stimme, in der Art, wie sie ihn aussprach.

Früher kam sie in den Ferien in ein sehr schickes altes Haus am Fluss, und alle betrachteten sie als eine feine Dame, irgendwie aristokratisch und vor allem irgendwie verrückt – eine exaltierte, durchgeknallte Pariser Künstlerin –, und fragten sich, was sie hier in La Bassée wohl für eine Erholung suchte, denn sie tauchte immer öfter auf, blieb jedes Mal länger, bis sie eines Tages ganz herzog, diesmal ohne Mann im Gepäck – wo sie ihren Bankerehemann gelassen hatte, würde man nicht erfahren –, und sich mit einem Teil seines Geldes, das war sicher, hier einrichtete, auch wenn niemand wusste, warum sie beschlossen hatte, sich in einem solchen Kaff zu begraben, wo sie sich doch an der Sonne, am Meer, in freundlicheren, angenehmeren, weniger gewöhnlichen Gefilden hätte niederlassen können, nein, das würde niemand erfahren, das würde man sich lange fragen, denn auch wenn sie ihre Gegend lieben, sind die Leute doch nicht so blöd, dass sie nicht sehen, wie banal und gewöhnlich sie ist, wenn sie so ist wie hier, flach und regnerisch, mit null Touristen, die mit der Ödnis ihrer durchnässten Wege, Straßen, Gemäuer vorliebnehmen wollten – warum sonst hätten sie alle eines Tages davon geträumt, von hier abzuhausen?

Sie hatte gesagt, sie wolle hier und nirgendwo sonst leben, alt werden und sterben – sollten die anderen die Sonne und die Toskana, das Mittelmeer und Miami behalten, vielen Dank. Sie war so verrückt, sich lieber in La Bassée niederzulassen, und sie hatte nicht einmal eines der drei schönen Häuser der Innenstadt kaufen oder auch nur besichtigen wollen, auch wenn diese wie gar nicht so schlecht imitierte Schlösschen im feudalen Stil aussahen, mit Türmchen, sichtbaren Balken, Fachwerk, Taubenhaus und Nebengebäuden. Nein, sie hatte es vorgezogen, am Ende der Welt zu leben, und sie sagte immer wieder, für sie gebe es nichts Besseres als dieses Ende der Welt, stellen Sie sich das mal vor, das Ende der Welt, mitten in der Pampa, ein Ort, von dem niemand je redet und wo es nichts zu sehen oder zu tun gibt, den sie je-

doch liebte, sagte sie, so sehr, dass sie ihr früheres Leben schließlich ganz aufgegeben hatte, das Pariser Leben und die Kunstgalerien und die ganze Hektik, die Hysterie, das Geld und die Feste, die sich die Leute ausmalten, um sich hier wirklich an die Arbeit zu machen, erzählte sie, und sich an einem Ort, an dem man sie in Ruhe lassen würde, wirklich ihrer Kunst zu widmen. Sie war Malerin, und dass der alte Bergogne Vater, der ihr Eier und Milch verkaufte, der Schweine schlachtete und sie in seinem Hof bis auf den letzten Tropfen ausbluten ließ, der sein Leben in Gummistiefeln voller Mist und Tierblut zubrachte, mit Erde im Sommer und in den elf übrigen Monaten des Jahres mit Matsch verdrückt, dass er also, dem der Weiler gehörte, ihr Freund geworden war, das hatte für Überraschung gesorgt, und so seltsam es all denen auch erscheinen mochte, die darin eine Bettgeschichte sehen wollten, um die Beziehung überhaupt denkbar und nachvollziehbar zu machen, nein, es war nie dazu gekommen, weder er noch sie hatten je die geringste Anziehung füreinander gezeigt, nicht die geringste amouröse oder erotische Zweideutigkeit, bis er ihr eines Tages eines der Häuser des Weilers verkaufte und sie zu seiner Nachbarin machte, was den Gerüchten und Mutmaßungen neue Nahrung lieferte.

Dabei hatte er ihr das Haus neben seinem eigenen weder aus Freundschaft noch aus dem Wunsch heraus verkauft, sie tagtäglich an seiner Seite zu haben; nachdem er sich jahrelang geweigert und das Offenkundige stur geleugnet hatte, hatte er sich nun schließlich damit abgefunden, die beiden Häuser zu verkaufen, aus denen seine letzten Mieter ausgezogen waren, um sich in den Schlund der Massenarbeitslosigkeit und der Sozialbauten in den Vororten einer mittelgroßen Stadt zu werfen, was ihn mit dem Offenkundigen zurückgelassen hatte, mit der Vorstellung oder vielmehr der Feststellung, die ihm den Magen und das Hirn umdrehte, dass die jungen Leute alle weggezogen, dass sie einer nach dem anderen die Weiler, die Höfe, die Häuser und die landwirt-

schaftlichen Betriebe verließen und die Gegend tatsächlich ausblutete, was, soweit er sehen konnte, allen egal war; so war es, niemand würde bleiben, La Bassée war sowieso nicht zu retten, das stimmte, aber zwischen nicht retten können und sich nicht darum scheren gab es einen kleinen Unterschied, den niemand zu sehen schien, weil niemand ihn sehen wollte. Bergogne Vater hatte sich damit abfinden müssen, dass auch seine Söhne nicht bleiben würden, dass sie in keinem der Häuser des Weilers mit ihm leben würden, um den Hof weiterzuführen, wie er es gern gehabt hätte oder bis zuletzt glauben wollte, so wie er es vor ihnen getan hatte und wie sein Vater vor ihm selbst.

Seine Frau war schon lange tot und hatte ihn mit drei Jungen zurückgelassen; Bergogne Vater hatte gehofft, zu dritt würden seine Söhne stärker sein und könnten den Hof vergrößern und florieren lassen, aber er hatte begreifen müssen, dass nur Patrice bleiben würde, denn die beiden Jüngeren hatten sich schnell dafür entschieden, wie einer der beiden gesagt hatte, ihn in seinem Mist zurückzulassen. Sie waren beide abgehauen, sobald sie alt genug gewesen waren, und daran war leider nichts Erstaunliches, denn ganz La Bassée war seit Langem dazu verurteilt zu verkümmern, zu zerfallen, eine Welt – die seine –, die keine andere Bestimmung hatte, als zu schwinden, sich zu vermindern, sich aufzulösen, bis sie schließlich ganz aus der Landschaft gelöscht wäre, und das können sie Verödung nennen, wenn sie wollen, murkte er, als wäre es eine natürliche Entwicklung, die man weder bremsen noch eindämmen könnte, aber die Wahrheit ist, dass sie einfach wollen, dass wir sang- und klanglos krepieren, Geifer vor dem Mund, aber Finger an der Hosennaht, brave kleine Soldaten bis zum bitteren Ende; La Bassée wird verschwinden, so ist das, und es wird nicht das einzige Kaff sein, von dem nur ein Name übrigbleiben wird – ein Gespenst auf einer IGN-Karte –, nur dass La Bassée auch noch einen derart gewöhnlichen Namen hat, dass es vier oder fünf Orte gibt, die den gleichen haben, dieses La Bassée hier ist nicht das im

Norden, zwischen Arras, Béthune und Lille, das eine echte Stadt ist und kein Dorf wie dieses hier, wie auch immer, das alles wird vom modernen Leben geschluckt, gefressen, verdaut und ausgeschissen werden, und vielleicht ist das sogar besser so. Der Vater Bergogne schäumte vor Wut, alles würde verschwinden, nicht nur die Höfe und damit sämtliche Weiler, sondern auch die Neubausiedlungen aus den sechziger Jahren, die aus dem Boden geschossen waren, um zu vertrocknen und zu verwelken, noch bevor sie erblühen konnten, mit der Metallverarbeitungsfabrik, die nach jahrelangem Siechtum schließlich ihre Tore geschlossen hatte wie alles andere, genauso wie die Sozialwohnungsbauten, die wie Pickel auf einer ungesunden Haut aus der Erde gesprossen waren, als Geisterschiffe geendet hatten, als man gerade dachte, dass La Bassée sich vergrößern würde mit seinen nagelneuen Fabriken, deren Namen klangen wie die eines Terminators und die es der Konkurrenz zeigen würden, Fabriken, von denen man noch nicht wusste, dass sie mit Asbest verseucht waren und diesen elenden Tod in sich trugen, der am Ende alle, denen sie ein schönes Leben versprochen hatten, umbringen würde.

So waren die beiden Brüder von Patrice den Ratschlägen gefolgt, die ihre Mutter ihnen mitgegeben hatte, bevor sie starb, sie waren geschlossen abgehauen, der eine in die Nähe von Besançon, um Schuhe zu verkaufen, der andere, wahrscheinlich der Schlaueste, aber auch der Aufgeblasenste von den Dreien, um *auf der Bank* zu arbeiten, wie er es mit der nötigen Herablassung sagte, um den anderen zu spüren zu geben, dass er nicht vorhatte, sein Leben lang wie ein Hinterwäldler zu leben, während er in irgendeinem Crédit Agricole am Schalter oder in der Buchhaltung saß – wenn es nur weit genug weg war, hatte er wohl das Gefühl, sein Schicksal zu erfüllen –, wobei er wahrscheinlich nicht in einer Stadt lebte und arbeitete, sondern irgendwo im endlosen Saum der Vororte. Die drei Brüder verstanden sich nicht und hatten sich beim Tod von Bergogne Vater vollends zerstritten, als

kämen sie endlich zum hasserfüllten Ende all dessen, was sie seit ihrer Kindheit geteilt hatten: erst die Spiele, dann die Langeweile und die Gleichgültigkeit, dann die Gereiztheit und schließlich der Drang, jeder für sich auf eigenen Beinen zu stehen, möglichst weit von den anderen entfernt. Aber er, ob man ihn Pat oder Bergogne Sohn nennt, ob man ihn bei seinem Vornamen Patrice ruft oder einfach nur bei seinem Nachnamen, Bergogne, hatte mit seiner gewohnten Ruhe und Langsamkeit, mit seiner gemächlichen, schroffen, nüchternen Entschlossenheit gesagt, er wolle nicht verkaufen, er würde den Betrieb behalten und koste es, was es wolle, bis zum Ende da bleiben, im geografischen Zentrum ihrer Geschichte, wodurch er ihre Missbilligung, ihren Ärger, ihren Zorn erregte, aber auch ihr Unverständnis – na gut, dann sieh zu, wie du uns auszahlst, hatten sie gefordert. Was er dann auch getan hatte, indem er sich verschuldete bis ans Ende aller Zeiten und wahrscheinlich weit über jedes vernünftige Maß hinaus – aber er hatte es durchgezogen, der Hof war im Besitz eines Bergogne geblieben, wie sein Vater es gewollt hatte.

Von dem Weiler gehört den Bergognes also noch das Haus, in dem sie wohnen, ein paar Felder, das Dutzend Kühe, die Milch, die Patrice zu Butter und Käse verarbeitet – zu wenig zum Leben, aber genug, um nicht zu sterben.

Und sie hat damals das Haus direkt daneben gekauft und lebt seit fünfundzwanzig Jahren darin. Patrice kennt sie seit mindestens vierzig Jahren, sie ist ein Gesicht aus seiner Kindheit, und wahrscheinlich ist das der Grund, warum er jeden Tag bei ihr vorbeischaud, warum er so an ihr hängt, nicht wie an einer Mutter, die seine eigene, zu früh an Krebs gestorbene, ersetzt hätte, sondern einfach nur, weil sie da ist und zu seinem Leben gehört, seine ganze Jugend und sein Erwachsenenleben lang, und mit den Jahren nicht nur zu einer Vertrauten oder zu einer bloßen beruhigenden Gegenwart geworden ist, auf die er sich stützen könnte, sondern sozusagen zu seiner besten Freundin, denn ohne dass er

sie um irgendetwas bitten müsste, einfach wenn er bei ihr vorbeischaute, egal zu welcher Tageszeit, wenn er den Kaffee annimmt und den Schnaps, den sie ihm in ein fingerhutgroßes Glas oder direkt in die Kaffeetasse einschenkt, weiß er, dass er ihr vertrauen kann und dass sie nicht über ihn urteilt, dass sie immer für ihn da sein wird.

An all das denkt sie – oder vielmehr geht es ihr durch den Sinn, Bergognes Geschichte, während sie ihn betrachtet und die Pfützen auf dem vom morgendlichen Regen noch nassen Parkplatz beobachtet, trotz des grellen Lichts auf dem löchrigen, rampo-nierten Asphalt, das in den Augen brennt, und in den Pfützen die sich spiegelnden weißen und grau-blauen Wolken, das Funkeln der Sonne auf dem weißen Lack des Kangoos, ein blendendes Weiß, wenn die Sonne durch die stahlgrauen Wolken sticht; Bergogne geht ein paar Schritte, während er da auf sie wartet, und sie betrachtet ihn weiter und macht sich ein bisschen Vorwürfe, weil sie ihn seine Zeit verlieren lässt, er hat anderes zu tun, als auf sie zu warten, das weiß sie, sie ärgert sich über all die verlorene Zeit wegen ein paar Deppen, die nicht wissen, was sie mit ihrem Leben anfangen sollen oder wie sie das der anderen vermiesen können. Aber sie kann nicht so tun, als wäre nichts passiert, diesmal ist es ein bisschen anders und sie möchte nicht, dass es schlimmer wird, und außerdem ist er es, der ihr angeboten hat, sie herzufahren – sie weiß nicht, warum er von klein auf oft die Initiative ergreift und Wünschen zuvorkommt, die sie noch gar keine Zeit hatte auszusprechen. Er war ihr gegenüber schon immer so, nicht weil er nicht gewagt hätte, sie zu enttäuschen, oder weil er eingeschüchtert gewesen wäre von ihr, die immer etwas ganz anderes ausgestrahlt hatte als alles, was er kannte, vielleicht auch etwas Beunruhigendes, etwas Wildes, denn mit ihren langen, seit jeher orangerot gefärbten Haaren, mit ihrem Make-up und ihren manchmal zu bunten Kleidern, ihrer dicken, mit ei-

ner Reihe Brillanten besetzten Kunststoffbrille hätte sie in dieser Gegend, wo es für niemanden in Frage kam, allzu sehr aufzufallen, ein empfindsames Kind durchaus erschrecken können. Doch auch wenn sie immer exzentrisch gewesen war, hatte ihn das nie verängstigt oder beunruhigt, ganz im Gegenteil, und er hatte ihr sofort einen Respekt, eine Liebe entgegengebracht, die sie rückhaltlos erwiderte; und wie sie ihn da sieht, trotz des Gegenlichts, das ihm nicht gerade schmeichelt – er hat stark zugenommen, seit er verheiratet ist –, verspürt sie plötzlich Zärtlichkeit für ihn und für seine Geduld; sie hofft nur, dass sie nicht stundenlang wird warten müssen oder vielmehr, dass sie ihn nicht stundenlang wird warten lassen.

Aber nein, nein, sie weiß, dass es nicht lang dauern wird. Man hat ihr am Telefon versprochen, es würde schnell gehen. Und da ist es auch schon so weit, sie hört Schritte, eine Bewegung hinter sich, eine Tür, die sich quietschend öffnet, das Tippen von Fingern auf einer Tastatur, ein Telefonklingeln, auf einmal verstärkt sich der Ton der Gendarmerie in ihr, für sie, als würde sie ihn schließlich wahrnehmen, da sein, als würde sie, indem sie das Knirschen eines Bürostuhls auf dem Fliesenboden hörte, im Vorraum der Gendarmerie ankommen und könnte endlich die etwas wärmere Luft des Heizkörpers neben der Grünpflanze spüren, den Staub darin riechen, und plötzlich die Stimme des Gendarmen, der sie ruft – sie dreht sich um und es ist wieder der ergraue Lulatsch, der da vor ihr steht, der gleiche wie beim letzten Mal, der ihr seinen Namen und Dienstgrad genannt hatte, die sie jedoch vergaß, sobald sie aus der Gendarmerie draußen war, noch bevor sie wieder in Bergognes Auto saß. Jetzt versucht sie sich wenigstens an den Namen zu erinnern, wenn schon nicht an den Dienstgrad, es war ein Name, der polnisch oder russisch klang, etwas wie Jukievik oder Julievitch, aber es will ihr nicht gleich wieder einfallen, egal, sie ist schon in sein Büro getreten und der Gendarm bittet sie, Platz zu nehmen.

Er hat den Arm ausgestreckt, die weit offene Hand zeigt ihr den nicht mehr ganz neuen schwarzen Kunstledersessel – sie bemerkt die Risse, es sieht aus wie sehr dünne Hautfetzen oder vielmehr wie Zeitungspapierasche, die über einem Kaminfeuer aufliegt –, die Hand des Gendarmen, kräftig und lang, dunkle und weiße Haare darauf, silberner Ehering, und während sie sich hinsetzt, noch bevor sie ihren Rücken gegen die Lehne stützen und den Hintern auf der Sitzfläche zurückschieben kann, während sie sich gerade erst auf die Stuhlkante gesetzt, ihre Handtasche auf den Schoß gestellt und angefangen hat, sie zu öffnen – ihre Finger suchen nach dem Reißverschluss –, hat der Gendarm Zeit, um seinen Schreibtisch heranzugehen und sich mit einer raschen, entschiedenen Bewegung zu setzen, seinen Hintern ganz nach hinten zu schieben und mechanisch, ohne es auch nur zu merken, denn er macht diese Bewegung jeden Tag dutzende Male, seinen Stuhl mit einem knappen Fersenstoß an den Schreibtisch heranzurücken, indem er beide Arme symmetrisch ausstreckt, den Schreibtisch an beiden Enden fasst und sich zu ihm heranzieht, hopp, fast nichts, er sieht sich nicht einmal dabei, was er hingegen sieht, ist diese Frau mit den orangeroten Haaren, er hat Zeit, sich zu erinnern, dass er bei den letzten beiden Malen gedacht hat, dass sie früher schön gewesen sein muss, Zeit zu registrieren, wie ihm das erneut ins Auge springt, sie muss sehr schön gewesen sein, was bedeutet, dass sie es trotz ihres Alters noch ist, sie strahlt eine Kraft, eine Eleganz aus, die er schon bei den ersten beiden Malen, als sie gekommen ist, bemerkt hat, ja, so etwas sieht man selten, eine solche Energie, etwas so Waches und Intelligentes im Körper und im Blick. Jetzt betrachtet er diese Hände, die aus der tiefroten, fast schwarzen Tasche, *blutfarben*, denkt er noch, einen Umschlag hervorgezogen haben, und da streckt sie den Arm über den Schreibtisch zu ihm hinüber und reicht ihm den Umschlag mit dem anonymen Brief, den sie gerade bekommen hat.

Anonyme Briefe, ja, darüber kann man ironisieren oder verständnisinnig tun und sich sagen, das sei wohl leider eine französische Spezialität, man denke nur an die ganzen Geschichten aus dem Zweiten Weltkrieg, eine ländliche Tradition wie in manchen Gegenden Rillettes und Foie gras, eine abscheuliche, erbärmliche und zum Glück oft folgenlose Tradition, die man aber trotzdem nicht auf die leichte Schulter nehmen sollte, erklärt der Gendarm, wie er es schon beim letzten Mal getan hat, fatalistisch und etwas matt oder niedergeschlagen, denn, so wiederholt er, hinter anonymen Briefen stecken fast immer verbitterte oder eifersüchtige Menschen, Neidhammel, die nichts anderes zu tun haben, als ihre Häme wiederzukäuen, und glauben, sie könnten sie loswerden, indem sie einen mehr oder weniger fiktiven Feind beschimpfen, ihn bedrohen und beleidigen, indem sie mittels eines Blatts Papier ihren wieder und wieder aufgekochten Hass über ihn ausschütten; dagegen kann man nichts machen, und als er den Brief liest, den sie ihm gegeben hat, oder ihn vielmehr überfliegt – er hat seine Lesebrille genommen und sich nicht einmal die Mühe gemacht, sie sich auf die Nase zu setzen, sondern hält sie nur zehn Zentimeter vor sein Gesicht, während er mit der anderen Hand das Blatt hält, auch wenn der zweimal gefaltete Brief dazu neigt, zuzuklappen, als würde er seinen Inhalt nur widerwillig preisgeben, diese in einer ganz banalen 16-Punkt-Schrift, etwa Courier New fett, auf einem Computer geschriebenen Worte, das Ganze zentriert und auf gewöhnlichem weißen 80-Gramm-Papier ausgedruckt – blickt er kurz auf, atmet lang aus, zuckt leicht mit den Schultern und murmelt,

Das ist natürlich nicht sehr angenehm.

Und da hat er seine Brille schon wieder hingelegt und lässt den Brief mit einer knappen Bewegung, wie man es mit etwas Unbedeutendem tut, auf seinen Schreibtisch zurückfallen – er bleibt erst auf der Kante stehen, ehe er sich neigt und zur Seite fällt –, na gut, wir werden ihn untersuchen lassen, aber da bei den

anderen nichts dabei herausgekommen ist, wüsste ich nicht, warum dieser hier uns mehr Aufschluss geben sollte. Die Leute sind durchgeknallt, aber wenn es um die Details geht, sind sie sehr geschickt, es wird sicher keine Fingerabdrücke oder sonst etwas Verwertbares geben.

Er lächelt, während er das sagt, und begleitet das Ende seines Satzes mit einer skeptischen oder fatalistischen, vielleicht auch bedauernden Miene, und fühlt sich dann gezwungen weiterzureden, weil die Frau wartet und sich auf ihrem Stuhl vorgebeugt hat, sie erwartet, dass er etwas sagt, also fährt er fort,

In der Regel reicht es ihnen, sich schriftlich abzureagieren, ihre ganze Energie geht dafür drauf, dass sie ihren Brief aufgeben, und dann belassen sie es dabei.

Außer dass der Brief nicht aufgegeben worden ist, sagt sie, man hat ihn mir unter der Tür durchgeschoben. Jemand ist dafür bis zu mir nach Hause gekommen.

Der Gendarm bleibt stumm, er ist gerade über seine Gewissheiten gestolpert oder über die Argumente, die er vorbringen wollte, damit die Frau die Sache weniger schlimm fand, denn tatsächlich begnügt man sich nicht damit, sie zu beschimpfen, sie als Irre zu bezeichnen, diesmal bedroht man sie. Sie hat bemerkt, wie der Gendarm verstummt ist, hat einen Zweifel über sein Gesicht ziehen sehen, Mundfalte, Augen, Augenbrauen, na gut, na gut, lenkt er ein, wie viele Häuser gibt es bei Ihnen?

Nur den Weiler.

Ja, und wie viele sind Sie in dem Weiler?

Drei Häuser. Bergogne mit seiner Frau und seiner Tochter. Das zweite Haus ist zu verkaufen, und ich.

Sie schweigt eine Weile, und bevor er antworten kann, denn sie weiß, dass er antworten muss, dass er ihr eine Antwort schuldig ist, dass er im Namen der Gendarmerie, des Staates oder von wem auch immer etwas Beruhigendes sagen muss, richtet er sich auf seinem Stuhl auf, dreht ihn vielleicht etwas, fasst sich in Se-

kundenschnelle, aber bevor er spricht, bevor er zu dem ansetzt, was er sagen möchte, ergreift sie schon wieder das Wort,

Aber ich kann mich sehr gut verteidigen, wissen Sie, ruft sie beinahe und antwortet im Voraus auf das, was er ihr mit Sicherheit sagen wird, wenn sie nicht schnell genug den Mund aufmacht,

Ich habe meinen Hund, wissen Sie. Ich habe meinen Hund.

Die Stadt liegt vor ihm, und Patrice hat seine Bewegungen, seine Gefühle schon wieder im Griff; wie jedes Mal, wenn er den Eindruck hat, feindlichen Kräften entgegentreten zu müssen, fühlt er sich plötzlich auf paradoxe Weise beflügelt, hellwach, innerlich aufgerichtet, nicht kampfbereit, sondern einfach nur bereit, reaktionsfähig, als könne er auf alles Einfluss nehmen, alles sehen, hören, spüren, und es ist dann, als würde sein Gehirn wieder anfangen zu funktionieren, seine Gedanken aus dem Nebel auftauchen, in dem er sich kurz davor noch verloren fühlte, und sich wieder in Gang setzen. Jetzt hat er alles unter Kontrolle, er muss nur einen kühlen Kopf bewahren, er darf sich nicht gehen lassen und keinen Wünschen nachgeben, die nicht einmal wirklich welche sind, eher Triebe oder Fantasien, nicht einmal das – nicht der Rede wert.

Er rekapituliert, was er alles zu erledigen hat, und stellt fest, dass die Stadt an diesem Nachmittag relativ ruhig ist, der Verkehr flüssig, die großen Achsen sind nicht verstopft, sondern fast leer – dabei sind gar keine Ferien –, um die großen Geschäfte herum sind wohl ein paar Leute, aber die Bürgersteige sind nicht voll, er kommt problemlos durch, er atmet frei und ist jetzt ganz gelassen; die Boulevards, die großen Bäume auf dem Mittelstreifen, die noch keine Blätter haben, aber schon mehr austreiben als in La Bassée, die Bäume sind hier etwas früher dran, weil die Temperaturen in der Stadt immer etwas höher liegen als auf dem Land. Im fast warmen Nachmittagslicht erscheint das Rathaus mit seiner Zuckerbäckerfassade, seinen weißen Säulen,

seinen Karyatiden und der französischen und der europäischen Fahne, die über der großen Steintreppe wehen – oder vielmehr schlaff herabhängen, weil kaum Wind geht –, die zu den Wasserbecken direkt vor dem Gebäude hinunterreicht. Die Rue Nationale, die Brasserien und Cafétterrassen, die Korbstühle, die Kastanienbäume auf dem Platz und in der Fußgängerzone, die zum Bahnhof führt, die Linden, die Rasenflächen, er kennt das alles sehr gut, denn man muss ja ab und zu in die Stadt kommen, und in der ersten Zeit, nachdem er Marion kennengelernt hatte, kam er oft, denn sie lebte hier. Alles wirkt friedlich, kein Grund zur Beunruhigung, nein, nicht der geringste, was da vor ihm liegt, ist nicht der Rummel einer mit Motiven – Dekorationen – Schaufenstern und Leuchtreklamen – Menschenmengen überladenen Stadt, nein, überhaupt nicht, es ist vielmehr eine Art Ruhe, getragen von den Fontänen der großen Wasserbecken vor dem Gericht, die ein Pendant zu denen vor dem Rathaus bilden, von den Leuten, den Straßen, den Fassaden, dem fast trägen Rhythmus der Stadt, nichts Hektisches, und er betrachtet das alles mit einer gewissen Neugier und einem Vergnügen, das ihn selbst erstaunt, vielleicht weil es mild ist und die Sonne, wie schon gestern nach dem morgendlichen Regen, das Pflaster glänzen lässt, als wäre alles reingewaschen, blankgerieben worden, um die ganze Stadt im Frühlingslicht erstrahlen zu lassen.

Als er den Laden betritt, sieht er gleich, dass es schnell gehen dürfte: Am Empfang beschwert sich eine Frau, dass man ihr für ihr Heimkino einen anderen Bildschirm geliefert hat als den, den sie erwartete, und hinter dem Tresen antwortet ihr ein schwächlicher junger Mann in Verkäuferweste und mit drei Barthaaren am pickeligen Kinn, wir kümmern uns darum, sagt er immer wieder, und er kümmert sich darum, er sucht in seinem Computer, und währenddessen laufen um Patrice herum Leute hin und her, Verkäufer, er wundert sich über die Ruhe – kein Vergleich mit dem Gewimmel an manchen Tagen –, und abgesehen von ein paar

Bummlern, die sich bei den Fernsehern umschauchen, ist es regelrecht leer. Patrice sagt sich, das ist schon mal gut, es ist mitten in der Woche, da dürfte er nicht zu lange warten müssen. Und tatsächlich, es dauert nicht länger als zehn Minuten, bis er mit seinem Paket wieder geht, einem riesigen Karton, den man ihm zusammen mit einer großen Plastiktüte reicht, die sich aber als zu klein erweist, nichts zu machen, also basteln zwei Verkäufer ihm ein Tragesystem für den Karton, Schnüre mit einem Plastikgriff, der es ihm ermöglicht, den Computer zu tragen, er ist auch gar nicht so schwer, so geht es, danke, und als er den Laden verlässt, fällt ihm ein, dass er nicht daran gedacht hat, um Geschenkpapier zu bitten, egal, er wird zu Hause suchen müssen, ja, da, wo er die Girlande gefunden hat, ist sicher welches, auch wenn er sich fragt, ob wohl etwas anderes da ist als Weihnachtspapierreste, die für kleine Geschenke reichen mögen, während er für dieses Paket wahrscheinlich fast eine ganze Rolle brauchen wird; wenn es nicht reicht, wird er Christine fragen, sie wird in ihrem ganzen Plunder sicher etwas finden – und über so leichte, einfache Dinge nachzudenken hilft ihm zu atmen, er spürt, wie sein Körper sich entspannt. Er fühlt sich erleichtert, etwas in ihm hat gerade losgelassen, kein Zweifel, er hat Marions Geschenk und wird nach Hause fahren können, er muss noch bei Picard vorbei, aber der Laden liegt auf dem Weg, er braucht nur noch ins Auto zu steigen und die Stadt zu verlassen.

Er stellt den großen Karton mit dem Computer auf den Rücksitz des Kangoos – er hätte ihn im Kofferraum verstauen können, aber nein, er stellt ihn auf den Rücksitz und macht die Seitentür wieder zu. Er steigt vorne ein, setzt sich ans Steuer und schaut instinktiv, ohne zu wissen, warum, in den Rückspiegel, unfähig, sich zu rühren, den Blick auf den Computer gerichtet – den großen Karton mit dem Griff, den man für ihn angebracht hat –, beharrlich, viel zu beharrlich, ja, es dauert zu lange, er müsste jetzt den Autoschlüssel nehmen und den Motor anlassen. Er muss-

te losfahren, das weiß er, er sagt es sich vor, befiehlt es sich, aber seine rechte Hand wandert zur Innentasche seiner Lederjacke, ja, sie ist da, also nimmt er sie hervor, die Brieftasche ist in seiner rechten Hand, Patrice legt sie in die linke, die Finger der rechten Hand wühlen und suchen im Seitenfach, sein Herz schlägt immer heftiger, er hat nur einen Zwanziger und zwei Fünf-Euro-Scheine, dann steckt er die Brieftasche mit einer raschen Bewegung zurück in seine Innentasche – Patrice entfährt ein so langer, so tiefer Seufzer, dass es ihm vorkommt, als würde dieser ihn aus dem Auto hinaustreiben, auf einmal öffnet er die Tür, ohne auch nur einen Blick in den Seitenspiegel, um zu schauen, ob jemand dagegen prallen könnte; aber zum Glück ist niemand auf der Straße, er ist es nicht gewöhnt, darauf zu achten, bei ihm auf dem Land ist nie irgendjemand hinter den Autotüren, die man aufmacht, schlimmstenfalls ein Hund, sonst nichts, und jetzt steht Patrice mit dem Autoschlüssel in der Hand auf dem Bürgersteig. Er schließt das Auto ab, er weiß genau, was er tut, muss aber tief durchatmen, einfach um sich Zeit zu geben, Zeit, ja, und um sich Zeit zu geben, bleibt er auch vor einer Bank stehen; er schiebt seine Karte in den Geldautomaten, man informiert ihn, dass dieser Automat Zwanzig- und Zehn-Euro-Scheine ausgibt, was er nicht weiter beachtet. Er zieht hundert Euro, er weiß, dass das viel ist. Er nimmt das Geld, wieder etwas gewonnene Zeit, Zeit, um zu zögern, Zeit, um sich das Gehirn zu zermartern, um sich im Glauben zu wiegen, dass er verzichten oder nachgeben kann – er könnte bummeln, durch die Straßen spazieren, auf einer Terrasse einen Kaffee trinken und die Welt an sich vorbeiziehen lassen, all diese geschäftigen Leute, die kommen und gehen wie Bilder, die aufblitzen und dann verlöschen, zurückkehren ins Dunkel ihres eigenen Lebens, das nichts mit dem seinen zu tun hat; ja, das wird er machen. Genau das wird er machen, sagt er sich. Er steuert auf eine Brasserie zu, Leute auf der Terrasse, zwei Paare, ein Student, der ein Buch liest, in dem

Dreiviertel der Wörter mit rosa Textmarker unterstrichen sind, leere Tische mit ihren Metallaschenbechern, nasses Pflaster, stellenweise noch rutschig und Schlammspuren im Rinnstein; und dann bleibt er schließlich doch nicht stehen, er geht weiter, tiefer in die Stadt hinein, und denkt dabei, er habe ja wohl noch ein bisschen Zeit, um Luft zu schnappen – was ist schon dabei, er hat Zeit, ein bisschen noch, er weiß, wohin er geht, und redet sich ein, dass er woanders hingehet – oder nicht einmal das, er tut so, als würde er sich belügen, indem er sich einredet, er gehe nur spazieren, um über die Dinge nachzudenken, die er tun muss oder die er noch nicht getan hat; sein Herz klopft immer stärker und seine Kehle ist trocken, schrecklich trocken, seine Hände dagegen sind feucht, wie um ihn daran zu erinnern, dass er sich in erster Linie selbst belügt, und dass von allem, was er hier treibt, das Erbärmlichste vielleicht diese Lüge ist, an der er festhält, statt sich einzugestehen, was er am hellen, freudlosen Nachmittag in dieser weder großen noch kleinen Stadt sucht; er tut jetzt nichts anderes mehr, als Zeit zu gewinnen gegen sich selbst, um seine Lüge, seine Heuchelei noch weiter aufrechtzuerhalten. Er kann noch so oft auf seine Uhr schauen oder sein Handy hervornehmen und an einer Straßenecke stehenbleiben, um zu schauen, ob er Nachrichten bekommen hat – er weiß, dass er keine hat, aber stehen-zubleiben ist noch etwas gewonnene Zeit, ein paar Sekunden, bevor er weitergeht; er steckt das Handy wieder in die Tasche, und schließlich setzt er sich doch auf einem der großen Boulevards auf eine Cafétterasse – dort trinkt er einen zu bitteren Kaffee, er nimmt sich die Zeit, ihn ganz langsam zu trinken, unterdrückt den Drang, ihn mit einem Schluck herunterzustürzen, er betrachtet die Boulevards, die sich vor ihm erstrecken, die Autos dicht an den Gehwegen, die auf beiden Seiten des Mittelstreifens verlaufen, das dichte Laubwerk der Kastanien, das die Kiesallee beschattet – hier sind die Blätter schon gewachsen –, der Wechsel von grünen und roten Ampeln, die Autos, die halten und wieder

losfahren, die Fußgänger, die sich sammeln und dann über die Straße gehen und sich zerstreuen.

Bald wird er aufstehen und gehen. Er zittert, ihm ist ein bisschen kalt. Er lässt das Geld für den Kaffee auf dem dunkelroten Metalltisch liegen, die Münzen klappern komisch auf dem Metall, er steht auf, schaut zum Tresen hinein, ob er den Kellner sieht, um sich zu verabschieden, aber nein, er sieht ihn nicht. Er geht auf die Mittelpromenade des Boulevards hinüber, unter die Bäume, der Kies knirscht, er fühlt sich zutiefst niedergeschlagen, er geht weiter, am liebsten würde er auf der Stelle wieder mit dem Rauchen anfangen, er fühlt sich an seine Jugend erinnert, an die Angst, die er vor Frauen hatte, und daran, wie sie ihn anzogen, und da sieht er plötzlich Frauen, sehr junge Afrikanerinnen, die ihm zu zweit entgegenkommen. Er will ihnen nicht begegnen, also verlässt er den Mittelstreifen und geht über die Fahrbahn, er wartet, bis ein paar Autos vorbeigefahren sind, dann biegt er in die erstbeste Straße ein, aufs Geratewohl, ohne zu wissen, wohin sie führt, egal, es ist eine kleine Straße, er folgt ihr, ohne sie zu beachten, und was dann passiert, wird er später nicht mehr zusammenbringen, wenn er im Auto versuchen wird, das Geschehene nachzuvollziehen, denn sein Herz wird so heftig klopfen, dass ihm fast die Schläfen platzen, das Blut, das Blut, das zu stark pulsiert in seinen Adern, in seinem Kopf, er wird nicht mehr zusammenbringen, wie es dazu gekommen ist, dass er plötzlich in Begleitung dieses schwarzen Mädchens weitergeht und sich, während sie nebeneinander hergehen, sie ein kleines Stückchen hinter ihm, unablässig fragt, *wie alt ist sie, wie alt ist sie?*

Stattdessen rutschen andere Worte heraus, und da er sie schon im Voraus kennt, hört er nicht wirklich, dass sie für fünfzig Euro alles macht; er ist fast bestürzt über den Preis, und doch sagt er ja, er hört nur seine eigene Stimme, die so tut – aber gegenüber wem? Dem Mädchen? Sich selbst? –, als würde er sich für das junge Mädchen interessieren, seine absurde, zittrige Stim-

me, die sie fragt, wie sie heißt – Precious –, und ihr antwortet, das sei hübsch, während es ihm nicht einmal in den Sinn kommt, dass das vielleicht nicht ihr echter Vorname ist – wo kommst du her? –, aus Ghana, antwortet sie, und jetzt biegt sie mit ihm in eine Gasse ein und er spürt, dass sie vorsichtig ist, sie beobachtet, was um sie herum passiert, sagt ihm, dass sie ein paar Meter vor ihm gehen wird, und er denkt nicht einmal an die Polizei, wird er aus dieser Trance erwachen, die ihn jeden gesunden Menschenverstand verlieren lässt, lässt er sich nur von seinem Begehren steuern, als er sich sagt, dass die Männer das, was er da tut, früher ohne jede Scham, ohne jedes Zögern, ohne alle Schuldgefühle taten, während er sich quält und sich selbst streng verurteilt, als die junge Frau ihn nicht in ein Zimmer führt, wie er es erwartet hatte, denn so machen sie es normalerweise – er ist schon mehrmals hergekommen, und jedes Mal waren es armselige Zimmer, die nach Ammoniak und Pisse stanken, nach Kölnisch Wasser, Seife und modrigem Wasser –, aber diesmal ist es noch schlimmer, er weiß nicht, wie er in diesem schummrigen Müllraum gelandet ist, in dem er jetzt steht, die Hose um die Knöchel, sein Schwanz im Mund eines schwarzen Mädchens, das vor ihm hockt – und davor diese Vorbereitungen, die ihn vor Überraschung haben erstarren lassen, als sie, bevor sie das Kondom nahm, aus einem Täschchen ein feuchtes Tuch hervorzog, um sich sorgfältig, technisch, wie ein Chirurg vor einer Operation, die Hände zu säubern, nachdem sie mit der gleichen routinierten Sorgfalt die beiden Zwanziger und den Zehn-Euroschein langsam und mit fast kindlicher, schülerhafter Gewissenhaftigkeit zusammengefaltet und eingesteckt hatte. Er hält sich an einer Mülltonne fest und weiß nicht, wie er einen hoch bekommen konnte, aber er hat einen Steifen, das Mädchen hält ihn am Schaft fest und lutscht ihn gewissenhaft. Er sagt sich, dass sie ihn da nicht umfasst, um ihm die Eier zu massieren oder um ihn schneller kommen zu lassen, sondern einfach, um den Gummi festzuhalten, den sie ihm übergezogen

hat; er hat Zeit, das zu denken, Zeit, alles zu sehen, die Mülltonnen, die Wertstoffcontainer, zum Glück sind die Tonnen leer und der Geruch ist nicht zu stark, ein süßlicher Mief, in einer Ecke stehen Gerätschaften, eine Trittleiter, Putzzeug, und plötzlich bekommt er Panik bei der Vorstellung, dass jemand kommen könnte, das Mädchen richtet sich auf, sie zieht ihr Kleid hoch und ihre Strumpfhose, ihren Schlüpfher herunter, sie dreht sich um, damit er sie von hinten nimmt, bietet ihm ihren Po dar, und da ist es mit seiner Erektion vorbei, das ist nicht das, was er will, will er das, sich dabei sehen, wie er ein Mädchen vögelt, das vielleicht nicht mal volljährig ist und dessen Leben er sich entsetzlich, grauenhaft vorstellt, das Geld, das sie wahrscheinlich nicht für sich behalten, sondern irgendeiner Mafia geben wird, doch auch wenn er sich das alles irgendwo tief in seinem Inneren sagt, ist es einem Teil von ihm egal, er pfeift jetzt drauf, er packt den Hintern des Mädchens und sein Schwanz dringt in sie ein, er kommt in Fahrt, er spürt, wie sein Schwanz in ihr wieder hart wird, und dann haben all die herumwirbelnden Gedanken plötzlich nichts mehr mit ihm zu tun, er möchte, dass sie nackt ist, ihre Brüste in die Hand nehmen, mit vollen Händen nach Brüsten greifen, sie in den Mund nehmen, die Warzenhöfe lecken, Bilder steigen in ihm auf, und dann wie Elektroschocks all die abendlichen Demütigungen der letzten Jahre, dieser Zorn, der sich jeden Abend regt, wenn er ins Schlafzimmer kommt und seine Frau sich ihm verweigert – wie lange verweigert sie sich ihm schon komplett, seit Jahren schon, denn sobald sie verheiratet waren, war alles verkümmert, er könnte genau aufführen, wie zwischen ihnen alles verkümmert ist, was alles nicht mehr da ist, die Direktheit und Freiheit im Umgang, die Gerüche der Körper, Herrgott, die Körper, die so vernünftig werden, die Vernunft, die so traurig wird, und wie man bald auf die Müdigkeit hört, wie man sich immer seltener liebt, einmal in der Woche, dann einmal alle vierzehn Tage, dann einmal im Monat und jetzt nur noch hier und da, wo-

bei er weiß, dass Marion ihm Berührungen erlaubt, die sie nicht ernst nimmt, die sie nicht will, er spürt, wie ihre Schenkel sich verkrampfen, wie es schwieriger ist als früher, in sie einzudringen, weil sie nicht mehr feucht wird, und wie sie, ohne es auch nur zu merken, die Arme vor ihre Brüste legt, um ihn daran zu hindern, sein Gesicht, seinen Mund, seine Lippen darin zu vergraben oder sie in die Hände zu nehmen, wie er es gerne tut, er weiß, wie sie sich zurückzieht, wie die Müdigkeit mehr Platz in ihrem gemeinsamen Bett einnimmt als er, mit vernichtenden kleinen Sätzen – bin erledigt, muss früh aufstehen –, und diese Gedanken wecken in ihm morbide, bittere Gefühle gegen sich selbst, weil er sich schämt, er sagt sich, dass es erbärmlich ist, sich von seinen Eiern steuern zu lassen, braucht man das denn zum Leben, braucht man –

Und jetzt hebt er das Kleid an und will diesen Rücken streicheln und klammert sich bald an die Schultern des Mädchens, er denkt, dass er nicht kommen wird, er will nicht kommen, und gleichzeitig ist er außer sich vor Wut gegen diese Scham, die er empfindet, denn ja, er ist ein Mann und er will vögeln, nicht so frustriert leben wie in seiner ganzen erstickten Jugend, die aber noch erträglich war, weil er dachte, dass sie nicht ewig dauern würde, dass sie nur eine Etappe war, bis er diejenige kennenlernen würde, die ihn auch in dieser Hinsicht befriedigen würde, aber so lief es nicht, und jetzt nimmt er es Marion und allen Frauen übel, er ist wütend, warum sollte er sich für seine Triebe schämen, warum sollte er sie verbergen, er beherrscht sie immer, fast immer, warum sollte er sich verstecken und in ewiger Scham leben? Wenn er sich schämt, dann weil er enttäuscht ist von dem, wozu Marion ihn zwingt, indem sie ihm einfach den Rücken zukehrt, auch wenn er natürlich weiß, dass sie das Recht hat, ihm den Rücken zuzukehren, welcher Mistkerl würde seine Frau zwingen, wer würde seine Frau nötigen, hat er vielleicht daran gedacht, nein, natürlich

nicht, aber er weiß, dass sie, früher, nun, er hat verstanden – zu verstehen gemeint –, weil sie sich in diesen Dingen nie sehr klar äußert, nein, aber er weiß, dass Marion nicht immer nur Männern begegnet ist, die sie nach ihrer Meinung gefragt haben, aber er liebt sie, er liebt seine Frau, er vergeht vor Liebe, er sagt sich, es wäre leichter, wenn er sie nicht so sehr lieben würde, er will sie nicht verletzen, die Frauen gehören uns ja nicht, und doch hat er gerade dafür bezahlt, dass eine Frau ihr Kleid hochzieht und die Beine breit macht, und dieser seltsame Zorn lässt ihn nicht mehr los, sondern verleiht ihm noch mehr Kraft, noch mehr Verlangen, er motiviert ihn, erregt ihn, macht ihn noch schärfer, der Zorn treibt ihn bei jedem Stoß aus dem Becken, aus der Hüfte an, als würde er sich an den Frauen rächen, an der Distanz seiner eigenen Frau, aber nicht nur, auch an seiner Jugend, an den *Playboy*-Fotos in Alberts Schuppen, an all den Hinterwäldlern wie ihm, die nie das Glück hatten, in der Liebeslotterie der Mädchen und Jungen ihres Alters eine Rolle zu spielen, und der Hass, die Lust zu kommen, die Lust am Hass steigen ihm in den Kopf, während er sich sagt, dass die ganze Welt ihn für einen Deppen hält, ihn, der nach Stall und Matsch stinkt, nach dem Gummi seiner Stiefel, dieser Hass plötzlich, weil er sich nicht liebt und sich nie wirklich geliebt hat – und wenn er, so lange er zurückdenken kann, gern im Weiler, auf dem Hof, weit weg von allen anderen gelebt hat, dann weil die Tiere nie auf ihn herabgeschaut haben.

11

Nett, ja. Sie muss wohl wirklich nett sein, auf ihre Art, denn sonst würde sie es kaum schaffen, sich ans Kuchenbacken zu machen, obwohl sie eigentlich zu nichts anderem Lust hat, als zu ihrer Malerei zurückzukehren und da an ihrem Gemälde weiterzuarbeiten, wo sie doch schon mehrere Schichten übereinandergelegt hat; aber so ist es, das weiß sie, der Moment kurz vor der Fertigstellung eines Bildes ist zugleich der schlimmste und der aufregendste; es ist der verheißene Moment, der sich gleichzeitig verweigert, der so nah ist und doch immer wieder zurückweicht, wenn sie ihn zu erreichen meint. Man muss immer weitermachen, bis es fertig ist, denn irgendwann muss der Moment kommen, auch wenn man es nie absieht, da das Ende der Hand befiehlt, über dem Bild innezuhalten, zu erstarren, wie vom Donner gerührt, mit einer gewissen Verspätung gegenüber dem Weg, den das Bild zurückgelegt hat, während die Farbe noch von einem Pinsel tropft, dessen Haare mit ihr gesättigt sind, in dieser von der Erkenntnis ergriffenen Hand, dass nichts mehr geändert werden darf.

Aber sie hat Ida und Patrice versprochen, dass sie diese Kuchen backen wird, und das wird sie jetzt tun. Sie sagt sich zwar, das sei nichts Schlimmes, aber tatsächlich empfindet sie es als Opfer, ja, gemessen an der tatsächlichen Mühe, die es darstellt, als etwas zu schmerzhaftes Opfer, das weiß sie, aber sie wird es für Ida und für Bergogne tun, denn er ist ihr gegenüber hilfsbereit und freundlich, wie es nur ein Neffe oder der Sohn wäre, den sie nicht hat, oder wie der ideale Freund, der er immer für sie war, er vertritt für sie diese Rolle – des Neffen oder des Sohns –, genauso

wie Ida, wenn man so sagen kann, die Rolle der idealen, über alles geliebten Enkelin vertritt, und im Übrigen hat sie gerade vorhin noch voller Liebe und Wohlwollen die beiden Bilder betrachtet, die das kleine Mädchen für seine Mutter gemalt hat – für die sich Christine hingegen sicher nicht die Mühe machen würde, die sie jetzt auf sich nehmen wird, nein, denn in Wirklichkeit denkt sie nie an Marions Geburtstag, ein Versäumnis, das jedes Jahr wiederkehrt wie ein i-Punkt, um ganz deutlich zu machen, dass ihr nichts daran liegt, weder am Geburtstag noch an Marion, ohne dass sie sich dafür schuldig fühlen würde, denn sie weiß genau, dass es umgekehrt genauso ist und Marion sich ebenso wenig an ihren Geburtstag erinnert wie sie sich an ihren. Sie haben die Gemeinsamkeit, keine besondere Sympathie füreinander zu empfinden, ohne sich etwas vorzumachen, ohne sich die Mühe zu geben, etwas vorzuheucheln, etwa um Ida eine Freude zu machen und ihren Vater zu beruhigen, oder um die pseudo-familiäre Ordnung zu wahren, die zwischen den Bergognes und ihrer Nachbarin besteht. Dieser Punkt verbindet sie gegenüber Ida und Patrice, und das war vom ersten Tag ihrer Begegnung an so, sie wissen es, jede für sich und auch von der anderen, jede sieht es am Blick der anderen, an ihrer Ungeduld, sobald sie sich im gleichen Raum befinden – nicht, dass sie sich nicht mögen, das ist es nicht einmal, es ist ein bisschen weniger als das; sie teilen sich einen Weiler, in gewisser Weise teilen sie sich auch Bergogne und Ida, eigentlich könnten sie sich fast nahe fühlen, oder vertraut, da sie sich so vollkommen einig sind in ihrer Art, einander zu sehen, sie könnten sich fast verbrüdern – verschwestern? – über diese geteilte Gleichgültigkeit füreinander, denn sie wissen beide, dass es keinen Grund gibt, an einem versäumten Geburtstag Anstoß zu nehmen, ebenso wenig wie daran, wegen eines vergessenen Geschenks beleidigt zu sein – sie haben sich nie etwas geschenkt –, und in dieser Hinsicht sind sie derart miteinander in Einklang, dass man schwören könnte, sie würden sich am Ende

bestens verstehen, wenn sie sich nur die Mühe machen würden, die Bergogne sich immer noch erhofft, er hat es nicht ganz aufgegeben, sie sich vertragen zu sehen, so wie sie es manchmal hinbekommen, wenn sie ein Gläschen zusammen trinken und sich ansatzweise vertrauliche, verständnisinnige Blicke zuwerfen, sobald es darum geht, über die Schwächen und Ticks von Patrice zu lachen und sich auf seine Kosten darüber zu amüsieren.

Sie wird also die Kuchen backen, die anderen werden das Geburtstagsessen zu dritt verbringen, wie die Bärenfamilie aus dem Märchen – Papa – Mama – Kind. Danach wird Christine mit den noch warmen Kuchen hinübergehen, nicht vor zwanzig Uhr dreißig, wahrscheinlich besser noch ein bisschen später, um nicht zu eifertig zu wirken oder den Eindruck zu erwecken, sie habe schon hinter der Tür gestanden und gewartet. Das sicher nicht; sie wird in aller Ruhe ankommen, wenn sie mit dem Essen fertig sind, in der Hoffnung, dass Marions Kolleginnen beide auch auf die Idee kommen werden, eine Viertelstunde zu spät zu kommen, um zu zeigen, dass sie es nicht eilig haben und in der Lage sind, sich nicht aufzudrängen – das wird sich zeigen –, um ein bisschen Zeit mit den Bergognes zu verbringen und sie für sich alleine zu haben, als wären sie vier eine Familie, auch wenn sich Christine nicht gerne etwas vormacht, sie gehört nicht zur Familie, sie ist nur eine Freundin, da ist es normal, sie erst einmal unter sich zu lassen, bevor sie aufkreuzt, auch wenn sie hofft, dass sie eine halbe Stunde zu viert haben werden, denn sie mag diese besonderen Festtagsmomente sehr, ob Weihnachten oder die Geburtstage, diese Zärtlichkeit, die dann das Haus erfüllt, Bergogne sanft wie ein Lamm, Ida hibbelig wie ein Floh, und sogar Marion anschmiegsam wie eine Katze – und Christine, die sich in dieses Bestiarium einfügt, indem sie sich in ihrer Mitte fühlt wie ein Fisch im Wasser.

Sie wird die Kuchen auf den Esszimmertisch stellen, und Marion wird ihr zur Begrüßung ein Glas Champagner anbieten;

Christine wird annehmen, ihr alles Gute zum Geburtstag wünschen und beim Anblick der Deko und der Mühe, die Patrice sich gegeben hat, lächeln – ein Lächeln, das die beiden Frauen austauschen werden, um Bergognes Arbeit zu würdigen.

Es geht doch nichts über einen Faulpelz, der sich an die Arbeit macht!

wird Christine rufen, während sie ihr Glas hebt oder unter Idas Beifall die Kuchen abstellt. Man wird zwei davon in je sechs Stücke schneiden, Marion wird wissen wollen, wer die Überraschungsgäste sind, man wird Kerzen auf den Schokokuchen stecken, diesen jedoch noch nicht anschneiden, das wird man erst im letzten Moment tun, mit den zwei weißen Kerzen mit rotem Rand und blauen und grünen Punkten darauf, eine Vier und eine Null. Christine wird die beiden Bilder erkennen, die das kleine Mädchen tags zuvor gemalt und am Nachmittag abgeholt hat, sie wird die festliche Stimmung würdigen, den gedeckten Tisch, die ganze Mühe, die Bergogne sich gemacht hat. Sie wird ein Stück Kuchen nehmen und ein Glas Champagner mit ihnen trinken, dann wird sie so tun, als habe sie es eilig, und nicht auf Marions Kolleginnen warten, sie mag sie nicht besonders, und wenn sie doch noch ein bisschen bleiben sollte, dann nur, um sich nicht unhöflich zu zeigen, ja, vielleicht wird sie sich überwinden und auf sie warten, um wenigstens Hallo zu sagen, auch wenn sie es in Wirklichkeit hasst, sie gackern zu hören – sie ist misogyner als ein Mann und gegenüber Frauen kritischer als irgendjemand sonst, sie blickt auf die meisten von ihnen hinab und hält die Verachtung für gerechtfertigt, die die meisten Männer ihnen entgegenbringen –, so ist das, sie wird sich Marions Kolleginnen nicht antun, im Übrigen kann sie sich nur zu gut vorstellen, wie sie alle drei hinter ihren Bürocomputern sitzen und über die Karaoke-Abende schnattern, zu denen sie *unter Mädels* gehen – diese grotesken Abende, die sie sich gönnen, so wie sie für ihre Kinder *Pyjamapartys* organisieren –, und das findet sie, Christine, alles nur

widerwärtig, sie hat diese hysterischen Weibchen, die Frauen lächerlich machen und ihnen schaden, immer gehasst, nein, vielen Dank, das ist nichts für sie, und während sie versucht, diese Verachtung, die sie ihnen gegenüber empfindet, abflauen zu lassen, damit sie nicht zu sehr durchschlägt, versucht sie, auch ihre Bestürzung und ihren mitleidigen Zorn gegenüber dem armen Bergogne zu mäßigen, der seiner Frau zu viel Freiheit lässt, der sie mindestens einmal in der Woche mit ihren Freundinnen tanzen gehen lässt, – gibt es etwas Lächerlicheres als diese fünfzigjährigen Frauen, die sich vormachen, sie seien noch zwanzig? –, aber es tut ihr für Bergogne weh, die schöne Marion, die mit ihren Freundinnen tanzen und singen geht und sich wahrscheinlich von zehn oder fünfzehn Jahren jüngeren Lackaffen anbaggern lässt, ja wahrscheinlich gefällt es ihr, angebaggert zu werden, und vielleicht baggert sie sogar selbst Männer an und hat, wer weiß, gelegentlich ein Abenteuer – armer Bergogne, Opfer seiner Liebe und seiner Naivität und vielleicht auch seiner Angst, seine Frau zu verlieren.

Christine mag lieber nicht darüber nachdenken – wenn sie ankommen, wird sie zu ihrer Malerei zurückkehren.

Zunächst ignoriert sie die Geräusche, sie ist noch nicht so weit, dass sie diese überall um sich herum bemerkt, wie sie es in ein paar Minuten tun wird.

Zunächst schenkt sie dem Geraschel, den Atemgeräuschen, den Schritten keine Beachtung, sie wird sie erst wahrzunehmen beginnen, nachdem sie alle Zutaten und Utensilien, die sie braucht, auf dem Küchentisch bereitgestellt hat.

Zunächst achtet sie also nicht auf die Geräusche von draußen, und auch nicht darauf, dass ihr Hund immer noch nicht zurückgekommen ist. Sie konzentriert sich auf das, was sie zu tun hat: Eier aufschlagen und trennen, das Eiweiß beiseitestellen und die Dotter mit Zucker, Salz und Nüssen verrühren, Mehl und Hefe

dazugeben und weiter rühren – könnte sie in diesem Moment hören, was ganz in der Nähe geschieht, während sie nicht weiß, überhaupt nicht wissen kann, dass im gleichen Moment eine Männerhand ihrem Hund schon ein Stück Fleisch hingehalten hat, drüben im Stall? Wie könnte sie das wissen, ohne selbst nachschauen zu gehen, was sie nicht tun wird, weil sie nicht daran denkt? Sie denkt an die Kuchen, die sie backen muss, und an das Gemälde, das auf sie wartet, das ist alles, und nicht an das, was gleich nebenan geschieht und wovon sie nichts wissen kann. Sie rührt weiter, es entsteht ein glatter Teig, sie schlägt das Eiweiß steif, und im Stall hat die Hand schon vor einer Weile dem Hund das Stück Fleisch hingeworfen. Das Fleisch hat ein nasses, schlafes *Platsch* erzeugt, als es auf den Zementboden gefallen ist, der Hund hat sich darauf gestürzt, nicht, um es zu beschnüffeln oder um in Frage zu stellen, was ihm da angeboten wurde, sondern um seine Zähne hineinzuschlagen, ohne weiter auf die Hand des Mannes zu achten, die es ihm hingeworfen hat; der Hund lässt sich von dem blutigen Fleischstück verlocken oder vielmehr verführen und sieht nicht, dass in der Hand, die der Mann so fest um einen Messergriff geschlossen hält, eine Klinge blitzt wie die von Kampfmessern, doch der Hund beachtet dies überhaupt nicht, denn das, was er sieht und riecht, was ihm so sehr in den Kopf steigt, dass er für jede Gefahr taub und blind wird, ist dieses Fleisch, der Geruch des Fleisches, der ihn vielleicht an den Wald und die Jagd am Sonntagmorgen mit Bergogne erinnert, an den Geruch des Wilds und des Bluts der frisch getöteten Tiere; das Fleisch macht ihn so schwindelig, dass er auf nichts mehr achtet und den Mann in dem blauen Trainingsanzug nicht sieht, das Messer in der Hand, die Hand, die sich auf ihn zu bewegt, und im gleichen Moment, oder vielleicht ein paar Minuten später, hebt Christine vorsichtig mit einer Gabel den Eischnee unter den neben ihr wartenden Teig, und als sie die Mischung in die gebutterte Form gießt und diese in den Ofen schiebt, wird der Hund ei-

nen ersten Messerstich zwischen die Rippen bekommen haben, der ihm ein Jaulen, fast einen Schrei entreißen wird, sehr gellend, denn der Mann wird an der Stallwand entlanggegangen sein und den Hund von hinten erwischt haben, der Hund hat nichts kommen sehen, wie betäubt vom Geschmack des Fleisches, das Maul voller Fleisch; während Christine sich die Hände an der Schürze abputzt, so wie sie es oft mit der Farbe an ihrem Kittel tut, hat der Hund Zeit, einen weiteren Schrei auszustoßen, gellender noch als der erste, scharf wie das Messer, das ihm gerade die Seite zerfetzt hat und das die Hand schon mit einer blitzschnellen, ruckartigen, fieberhaften Bewegung wieder herausgezogen hat, um es noch einmal hineinzustoßen, ohne dem Schäferhund Zeit zu lassen, sich von seiner Überraschung zu erholen, sich zu wehren, zu beißen, seine Zähne schlagen ins Leere, es dauert nicht lange, Christine hatte nicht einmal Zeit, die Schokolade mit zwei Esslöffeln Wasser im Wasserbad schmelzen zu lassen, nein, die Hand hat dem Hund das Messer in die Kehle gestoßen und Radjah ist zusammengesackt, er liegt auf dem Zementboden, seine Kräfte haben ihn verlassen, er winselt noch, langsam, immer leiser, wie das Weinen eines Kindes, Gewimmer, dann nichts mehr, ein paar Zuckungen, das Staunen und der Schmerz, das vom Fleischausch blutige Maul, und er, ein zusammengesackter Haufen, weil die Beine nachgegeben haben, der Körper ist zur Seite gekippt, der Kopf auf den Zement geschlagen.

Jetzt hat der Mann die Leiche des Hundes im Stall ein bisschen weiter nach hinten geschoben, als wolle er ihn nicht an einem zu offenen Ort lassen, als brauche der Tod einen gedeckteren, diskreteren, fast behaglichen Rahmen, dort, wo ein Heuhaufen auf dem Zementboden liegt. Als er das erledigt hat, wischt er seine Messerklinge am Fell des Hundes ab – erst die eine Seite, dann die andere, mehrmals hin und her, so wie man in Metzgereien die Klingen wetzt, mit rascher, sicherer Hand, fast demonstrativ, wie eine Choreografie; er macht das sehr gründlich, bevor er das Mes-

ser wieder zuklappt und in die Tasche seiner Jogginghose steckt. Er betrachtet die Leiche des Hundes, dessen offenes Maul die Zunge heraushängen lässt und elfenbeinfarbene, gelbliche Zähne zeigt, während auf der anderen Seite des Weilers, diagonal über den Hof, Christine nicht mehr an ihr Bild denkt, sie denkt auch nicht mehr an Marion oder an Ida oder an Bergogne, nein, sie sagt sich, sie könnte die Bach-Suiten hören, diese Aufnahme von Gastinel, die sie sehr mag, auch wenn sie sie so oft gehört hat, dass sie ihrer ein paar Jahre lang überdrüssig war, ja sie fast satthatte, nicht wegen Gastinels Interpretation, die ihr sehr gut gefällt, sondern allein wegen ihres Gastinel-Missbrauchs; wie eine Ex-Süchtige kann sie es sich von Zeit zu Zeit wieder erlauben, sie einmal zu hören, ohne der Versuchung zu erliegen, die schnell wiedererwachen könnte, sie mehrmals hintereinander abzuspielen, in Endlosschleife wie früher, bis zum Abwinken, nein, nur ein einziges Mal, und das ist es, woran sie jetzt denkt.

Also unterbricht sie ihre Tätigkeit und geht ins Atelier, um die CD einzulegen, die Lautstärke zu regeln, laut, aber nicht zu sehr, genug, um die Musik aus der Küche hören zu können, die nicht weit weg ist, nur eine Trennwand mit einer Öffnung, aber keine Tür – sie hat schon lange so gut wie alle Türen entfernen lassen, es war zu kompliziert mit den Leinwänden und den Rahmen –, die Musik, das Cello, und genau als sie in die Küche zurückkommt, als sie auf dem Tisch nachschaut, ob ihr auch nichts fehlt, um mit dem zweiten Kuchen anzufangen, hat ein Mann, nachdem er sich mit Heu das Blut abgerieben hat, das an seinen Händen klebte, den Stall verlassen, einem Plan folgend, der schon seit einer ganzen Weile stand, er ist hinten aus dem Stall hinaus und rechts um den Weiler herum gegangen, hinter dem Schuppen vorbei, durch die matschige Erde des Maisfelds stapfend, das an den Weiler grenzt; an der Mauer des Schuppens und weiter an Bergognes Haus entlang, mit raschen Schritten, ohne anzuhalten, plangemäß – der Seitenmauer folgend hinter Bergognes

Haus vorbei bis in den Hof des Hauses, das zum Verkauf steht, wo du keine Gefahr läufst, gestört oder gesehen zu werden, und dann auf das Haus der Nachbarin zu – sie wird die Nachbarin genannt, als wäre das ein Name, ihr Name, als wäre sie nichts anderes –, weiter in die gleiche Richtung, ohne dir Fragen zu stellen, an der Mauer ihres Hauses entlang, da diese die beiden Häuser trennt, bis du bei ihr ankommst; da ist eine Hintertür, die in einen kleinen Raum führt, der ihr als Waschküche dient. Das war's. Diese Tür steht immer offen, man hat sie jedes Mal offenstehen sehen – wie oft hätte man schon in das Haus eindringen können und das tun, was man jetzt tun wird?

Aber nein, der Zeitpunkt, da es getan werden muss, ist jetzt. Jetzt ist alles bereit. Der Mann schleicht bis zur Tür, öffnet sie mühelos; er hat kaum Zeit, missmutig zu schnauben, weil er seinen Trainingsanzug schmutzig gemacht hat – der Hosensaum voller Matsch, die Turnschuhe versaut –, da ist er schon drinnen, die Musik, Bach, das Cello von Gastinel dringt ihm in die Ohren wie ein frischer Lufthauch, auf den er nicht gefasst war. In ihrer Küche sagt sich Christine, dass es von irgendwoher zieht, sie meint, Schritte gehört zu haben, aber nein, nein, wahrscheinlich ist ihr Hund nach Hause gekommen, was sollte es sonst sein, in diesem Haus hat es noch nie Gespenster gegeben.

»In einem Thriller von Mauvignier entsteht die Spannung nicht oder nur sehr wenig durch Handlung, sondern vielmehr durch die Sprache. Während gute Krimis häufig für ihren prägnanten Stil und die Effizienz einer gerafften Sprache gelobt werden, die vor allem dazu dienen das Geschehen zu beschreiben, verdient *Geschichten der Nacht* aus genau den entgegengesetzten Gründen einen Lobesregen.« — *Le Monde*

»Mauvignier tut etwas, das im zeitgenössischen französischsprachigen Roman selten ist: Er fördert eine Ästhetik, eine Schreibweise und eine Reflexion über die Mittel der Fiktion.«
— *En attendant Nadeau*

»Eine Echtzeitstudie über lähmendes Selbstbewusstsein, die Zerbrechlichkeit der Normalität und die Realität der Gewalt«
— *New York Times*

»Ein quasi proust'scher Noir« — *Kirkus*

»Es ist vor allem Mauvigniers Schreibstil, der diesen Thriller zu einem außergewöhnlichen Werk macht und ein unbekanntes Frankreich in den Rang des literarischen Sujets erhebt.«
— *Les Inrockuptibles*



Laurent Mauvignier, 1967 in Tours geboren, studierte Bildende Kunst. Seit 1999 hat er mehrere Romane veröffentlicht, für die er vielfach ausgezeichnet wurde, unter anderem mit dem Prix des Libraires (2009). Zuletzt auf Deutsch erschien sein Roman *Mit leichtem Gepäck*. Er lebt in Rennes.

Claudia Kalscheuer, 1964 in Berlin geboren, studierte Romanistik, Linguistik und Philosophie in Berlin und Toulouse. Sie übersetzt seit 1994 aus dem Französischen, u. a. Alexander von Humboldt, Marie NDiaye, Sylvain Prudhomme und Nastassja Martin.

**Ein gewaltiger Roman, ein im wahrsten Sinne
des Wortes *ver-rückter* und geradezu unerträglich
spannender Thriller in Zeitlupe**

In einem abgelegenen Weiler irgendwo in der französischen Provinz wohnen vier Menschen eng beieinander und erleben trotzdem ganz unterschiedliche Realitäten. Das eine Haus bewohnen Marion und Patrice gemeinsam mit ihrer Tochter Ida, im anderen wohnt Christine, die fast schon wie eine Verwandte zur Kleinfamilie gehört. Sie alle hüten ihr eigenes Geheimnis, zu Marions vierzigsten Geburtstag aber überwinden sie ihre Differenzen und kommen zum Feiern zusammen. Doch schnell wird die seltene Eintracht getrübt, als drei fremde Männer auf dem Hof auftauchen und die Bewohner gefangen nehmen. Was als geselliger Abend geplant war, entwickelt sich zu einer Nacht des Schreckens und eine Spirale der Gewalt setzt sich in Gang. Mit geschärften Sinnen nimmt jede der Geiseln die beängstigenden Geschehnisse auf ganz eigene Weise wahr und wird auf essenzielle Fragen zurückgeworfen: Kann man jemandem vertrauen, ohne seine Vergangenheit zu kennen? Was macht eine Familie wirklich aus und kann nur eine einzige Wahrheit das gesamte Leben verändern? Ein sprachmächtiger Roman, der die Vielschichtigkeit der Zeiten auffächert, aus denen das Leben der Protagonisten besteht, und sich in die biografischen Abgründe jedes Einzelnen stürzt, um mit scharfem Blick fürs Detail die Spannung beim Lesen auf die Spitze zu treiben.

»Dieser Schriftsteller hat einen bewundernswerten Roman geschrieben, einen Thriller ohne Handlung (oder nur wenig) mit einer Spannung rein literarischer Natur.« – *LE MONDE*

»Mauvigniers Fähigkeit, immer neu zu schockieren, gehört zu den Qualitäten, die diesen fesselnden Roman so furchtbar wirkungsvoll machen.« – *THE GUARDIAN*

Laurent Mauvignier | *Geschichten der Nacht* | Roman

Aus dem Französischen von Claudia Kalscheuer

Erscheint am 31. August 2023

ca. 600 Seiten, gebunden mit Schutzumschlag und Lesebändchen

Auch als E-Book erhältlich

28,00 € [D] | 28,80 € [A]

ISBN 978-3-7518-0939-9

WG 1 112

